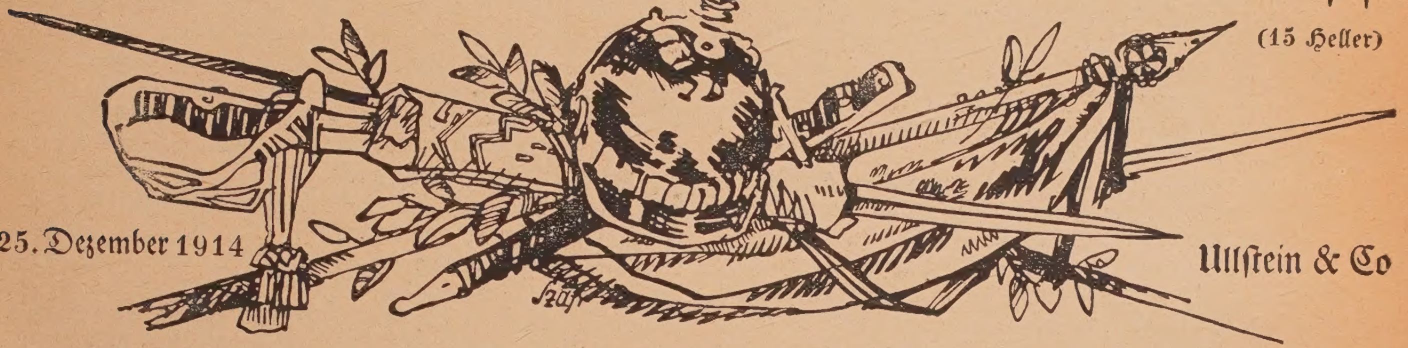
Kriegs-Echo

Nr. 20 Wochen-Chronik 10 Pf.
(15 Heller)



25. Dezember 1914 Ullstein & Co

Zeichnung von Ernst Heilemann.

Des harten Tages Lasten
verwehten wie ein Traum;
nun dürfen wir hier rasten —
ein karges Stündlein kaum

Zu Euch die Sinne lenken
fern durch den stillen Raum,
Euch hören, an Euch denken —
ein karges Stündlein kaum

Und sehen Euch in Fernen,
Euch und den Weihnachtsbaum ...
Wir träumen mit den Sternen —
ein karges Stündlein kaum.

Karl Escher.

Der Sieg!

Die russische Hauptmacht, die gesammelte Kraft des unendlichen Reiches, entscheidend geschlagen. Das ist der Anfang vom guten Ende . . .

Wir haben unsere Gegner uns nicht ausgesucht, haben nicht aus purem Uebermut den Kampf gegen die Uebermacht in Osten und Westen aufgenommen, haben nicht in toller Rauflust nach allen Seiten um uns geschlagen, sind nicht ausgezogen, um Land zu erwerben, Schätze zu suchen, den Wettbewerb der Industrien durch Waffengewalt zu beeinflussen, sondern Mann für Mann, der Bauer und der Städter, der Fürst und der Knecht, der Landstürmer und der Schüler, das ganze Aufgebot ist aufgestanden und zur bedrohten Grenze gegangen, weil jeder einzelne fühlte, daß Weib und Kind, Haus und Herd, Gegenwart und Zukunft, das deutsche Reich und das deutsche Land, unser ganzes Volkstum im blutigen Spiel der hohe Kampfpreis sind . . .

Wir wollen auch jetzt mitten in dem Sturm froher Gefühle, die unsere Brust durchdringen und unsere Herzen höher schlagen lassen, den ernsten Gleichmut und das feste Gleichmaß bewahren, die sich bewährten, als es von allen Seiten über uns hereinbrach, als die Gefahr in jeder Stunde zu wachsen schien, als die Drohung so stark wurde, daß unsere guten Freunde im neutralen Ausland schon die Rosen zu unserem Grabkranz wanden. Wir hatten ja keine Wahl, keinen anderen Weg, als geradeaus zu gehen und feste drauf. Und wenn wir jetzt den Weg betrachten, den wir zurückgelegt haben, so wird uns fast zu Mut, wie dem Reiter auf dem Bodensee, der ritt und ritt und sich im Sattel nicht wandte, bis das rettende Ufer erreicht war . . .

Noch ist es nicht an der Zeit, politisch abzuwägen, wie das Verhältnis zu unseren Nachbarn sich gestalten wird, wenn erst die Kriegsstürme schweigen. Wohl ist der Friede das Ziel dieses Krieges, und zwar der Friede mit allen unseren Feinden, aber zuvor kommt die Abrechnung mit allen ohne Ausnahme, ohne Bevorzugung, ohne freundliche Rücksicht, einer nach dem andern, wie es die Kriegslage gebietet. Es hat wenig Zweck, zu fragen, wer wohl unser größter Feind sei. Sie stehen alle gegen uns, und wir stehen gegen alle, und von Frieden kann nicht die Rede sein, ehe sie nicht alle bezwungen sind. Aber das dürfen wir wohl sagen, daß mit der Besiegung der russischen Hauptmacht das schwerste, aber auch notwendigste Stück Arbeit glücklich begonnen hat. Die Empörung über Englands Hinterlist, über die falsche, kaltblütige Berechnung, die alle Völker und alle Welten, alle Mittel des Krieges, des Zwanges, der Diplomatie gegen uns versammelte, hat vielfach das Gefühl in den Hintergrund gedrängt, das die ersten Kriegstage beherrschte: die starke Empfindung, daß die Völker Deutschlands und Oesterreich-Ungarns in diesem Kampf ganz Europa verteidigen und beschützen müssen gegen den Hereinbruch des schwersten Unheils, das dem Westen seit dem Hunnensturm und den Mongolenkriegen gedroht hat. In London und Paris glaubte man, das deutsche Volk unterschätze die Größe dieser Gefahr und beurteile die Heere des Zaren nach ihren Taten in den Ebenen der Mandschurei, und die betrogenen Betrüger, die das englische und französische Volk in diesen Krieg hineingehetzt haben, rieben sich schmunzelnd die Hände bei dem Gedanken an die „Ueberraschung“, die uns bevorstehe. Nicht umsonst hatten die Franzosen 20 Milliarden in das russische Geschäft gesteckt. Es war, als hätte man den Horden Dschingis-Khans anstatt Bogen und Pfeile die verderblichsten Maschinen neuzeitlicher Zerstörungskunst in die Hand gedrückt. Und da man den deutschen Kriegsplan bis zum letzten Komma zu kennen glaubte, so war man sicher, daß dem russischen Ansturm von Osten her nur schwache Dämme, leicht zerreißbare Deiche entgegenstehen würden.

Die Rolle, die unsere Feinde der russischen Lawine zugedacht haben, gibt uns erst das volle Gefühl für die Dankesschuld, die wir den Kämpfern und Führern im Osten abzutragen haben. Man braucht nicht all den großen Worten zu glauben, die vor der polnischen Entscheidung in Petersburg und den russischen Provinzstädten, London und Paris prahlend laut wurden, aber das scheint sicher, daß die Niederwerfung der russischen Hauptmacht in der größten Schlacht, die je auf Erden ausgefochten wurde, in diesem Bündel blutiger Kämpfe bei Tag und Nacht, in Schneestürmen und Regenschauern, auf vereistem und durchweichtem Boden, in dem verelendeten und verwüsteten Außenland russischer Kulturlosigkeit eine Schicksalswende für die ganze Welt bedeutet. Mit dem russischen Zusammenbruch ist die Gefahr von Osten beschworen, die furchtbare Drohung für unsere Städte und Dörfer, für die reichen Fluren unserer Ostprovinzen, für die Kulturschätze und Bergwerke von Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen, von Mähren und Böhmen beseitigt. Und mehr noch: In dem Spiel unserer Gegner fehlen die Türme, auf die sie ihre Kombination aufgebaut hatten. Ohne Hoffnung erwarten sie die entscheidende Stunde, in der es heißt: Schach dem König!

Wie der Sieg in Polen reifte

Die Ueberlegenheit des Geistes über die Massen

Ende Oktober begann der strategische Rückzug der deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen, die in jähem Vorstoß bis zur Weichsel und über den San hinaus vorgedrungen waren. Der russische Generalstab fühlte sich als Sieger, und der Telegraph trug Glückwunschdepeschen von London, Paris, Nisch, Cetinje ins Lager des Oberstkommandierenden Nikolai Nikolajewitsch . . . Und gerade dieser Rückzug war es, der den Keim der künftigen russischen Niederlage in sich schloß. Gar bald merkten die Russen, als sie den deutschen Heeren zu folgen suchten, wie sicher sich diese angeblich geschlagenen Soldaten fühlten. Mit einer Gründlichkeit, die ohnegleichen in der Geschichte ist, zerstörten die technischen Truppen alle Mittel, die zur Ausbreitung größerer Heeresmassen nötig sind, in dem ohnedies an Hilfskräften und Kommunikationen armen Kongreßpolen. Und während auf diesen zerstörten Wegen langsam und schwerfällig die russischen Massen sich vorwärts schoben, gingen die Eisenbahnzüge an der deutschen Grenze in ununterbrochener Folge, mit militärischer Pünktlichkeit und nach wohlerwogenem Plan, um die verfügbaren Kräfte gleich der geballten Faust zu hartem Schlag zusammenzufassen.

Das war die „Neugruppierung der verbündeten Armeen“, deren erster Erfolg Mitte November in siegreichen Kämpfen zwischen Weichsel und Warthe zum Ausdruck kam. Den Siegen der Armee Mackensen bei Lowicz und Lodz folgten die Einnahme der Fabrikgroßstadt und die großen, erbitterten, immer erneuten Frontalkämpfe an der Bsura, in der die starke Defensivkraft der russischen Massen sich wiederum zeigte. Schwer, hart, opferreich war das Ringen! Noch lassen sich die Zusammenhänge und die Früchte der wochenlangen Kämpfe nicht übersehen, aber klar und leuchtend zeigt der Erfolg, daß immer wieder auch in den Kämpfen der Neuzeit, die so sehr von dem Einfluß der Persönlichkeit losgelöst scheinen, der Geist über die Masse siegt, die Ueberlegenheit der Führung und die Ueberlegenheit des einzelnen Mannes, der weiß, wofür er kämpft. Die ausgezeichnete Strategie von Hindenburg und Conrad brachte die Entscheidung auf der ganzen Linie: vor Krakau, in West-Galizien,

Drei Kriegsmonate in Polen

29. September:	Angesichts der von den verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräften eingeleiteten neuen Operationen sind beiderseits der Weichsel rückgängige Bewegungen des Feindes im Zuge.
11. Oktober:	In Südpolen erreichten die Spitzen unserer Armeen die Weichsel.
12. Oktober:	Die Offensive der österreichisch-ungarischen Truppen erreicht den San. Entsatz von Przemysl.
15. Oktober:	Deutsche Truppen stehen vor Warschau. Ein mit acht Armeekorps an der Linie Iwangorod—Warschau unternommener Vorstoß unter schweren Verlusten für die Russen zurückgeworfen.
28. Oktober:	In Polen mußten die deutsch-österreichischen Truppen vor neuen russischen Kräften, die von Iwangorod—Warschau und Nowo-Georgiewsk kamen, ausweichen. Unsere Truppen gruppieren sich neu.
3. November:	Die österreichisch-ungarischen Truppen brechen die Gefechte auf der Lysa-Gora ab, um die nach den Kämpfen bei Iwangorod befohlenen Bewegungen fortzusetzen.
6. November:	Strategischer Rückzug der österreichisch-ungarischen Truppen auch in Galizien.
7. November:	Drei russische Kavalleriedivisionen über die Warthe bei Kola zurückgeworfen.
11. November:	Przemysl wieder eingeschlossen.
14. November:	Bei Wloclawec russisches Armeekorps geworfen
16. November:	Am rechten Weichselufer starke russische Kräfte von Lipno auf Plock zurückgeworfen. Mehrere russische Armeekorps auf dem linken Weichselufer über Kutno zurückgeworfen. 28 000 Gefangene.
21. November:	In Gegend östlich von Czenstochau kämpfen deutsche Truppen Schulter an Schulter mit unseren Verbündeten.
26. November:	Sieg bei Lodz und Lowicz. 40 000 Gefangene.
28. November:	Neue Angriffe unserer Truppen bei Lowicz.
6. Dezember:	Lodz genommen. Russen nach schweren Verlusten dort im Rückzug.
7. Dezember:	Versuche der Russen aus Südpolen, ihren bedrängten Armeen im Norden zu Hilfe zu kommen, durch das Eingreifen österreichisch-ungarischer und deutscher Kräfte südwestlich Petrikau vereitelt.
8. Dezember:	Die österreichisch-ungarischen Truppen greifen die Russen in Galizien zugleich von Westen und Süden an:
17. Dezember:	Die feindlichen Armeen in ganz Polen zum Rückzug gezwungen. Verfolgung auf der ganzen Linie.

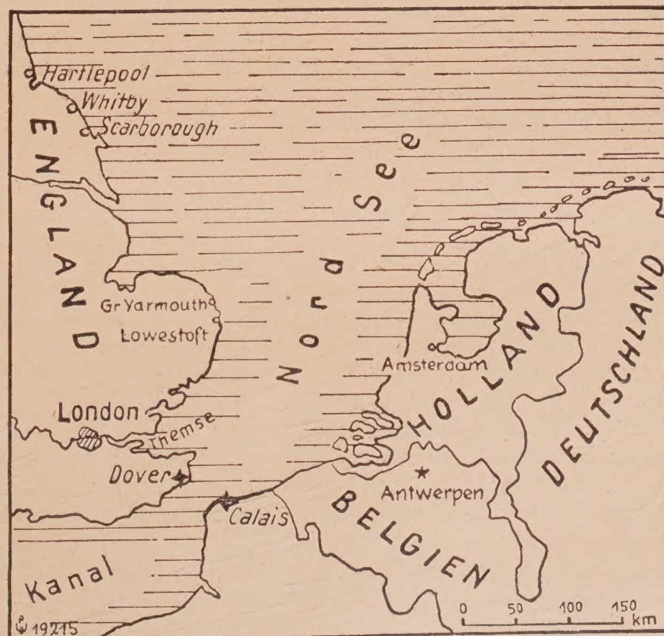
wo der Sieg bei Limanowa entscheidend ins Gewicht fiel, in Süd- und in Nordpolen. Ungeheuer ist die Zahl der Gefangenen, unabsehbar der blutige Verlust des Feindes, von schicksalsvoller Schwere nicht nur für den östlichen Kriegsschauplatz die Niederlage der russischen Hauptmacht, die das Rückgrat der feindlichen Angriffe bildete.

Der Einfluß der großen Entscheidung wird sich auch in Serbien geltend machen, wo unsere Verbündeten die blutig errungenen Vorteile preisgaben, in der sicheren Ueberzeugung, daß die Niederlage der Herren auch die Niederlage der Knechte, daß die Entscheidung über die Russen auch die Entscheidung über die Serben bedeute.

Deutsche Granaten in englischen Häfen

Der erfolgreiche Vorstoß deutscher Kreuzer an die englische Ostküste

Teile unserer Hochseekräfte haben einen Vorstoß nach der englischen Ostküste gemacht und am 16. Dezember früh die beiden befestigten Küstenplätze Scarborough und Hartlepool beschossen. Bei Annäherung an die englische Küste wurden unsere Kreuzer bei unsichtigem Wetter durch vier englische Torpedobootzerstörer erfolglos angegriffen. Ein Zerstörer wurde vernichtet, ein anderer kam in schwer beschädigtem Zustande aus Sicht. Die Batterien von Hartlepool wurden zum Schweigen gebracht, die Gasbehälter vernichtet. Mehrere Detonationen und drei große Brände in der Stadt konnten von Bord aus festgestellt werden. Die Küstenwachtstation und das Wasserwerk von Scarborough, die Küstenwacht- und Signalstation von Whitby wurden zerstört. Unsere Schiffe erhielten von den Küstenbatterien einige Treffer, die nur geringen Schaden verursachten. An anderer Stelle wurde noch ein weiterer englischer Torpedobootszerstörer zum Sinken gebracht.



Amtliche Meldung.

In dem Augenblick, in dem die Engländer nur mühsam die Enttäuschung über das Versagen ihrer Bundesgenossen verbergen können, hören sie mit Schrecken, wie abermals an das stark bewehrte Tor ihrer Insel laut und vernehmlich die deutsche Faust schlägt. Der ruhmvolle Untergang der auf verlorenem Posten fechtenden Auslandskreuzer ist schnell wettgemacht worden durch einen Schlag, der den Stolz der unnahbaren Insel aufs schwerste treffen mußte. Es war am

Morgen des 16. Dezember, als sich eine Anzahl von Kreuzern ruhig und selbstverständlich der englischen Küste näherte und sich mit einer Sicherheit in den gefährlichen Fahrwassern bewegte, die den einheimischen Schiffern Bewunderung abzwang. Deutsche Kriegsschiffe waren es, die den Minengürtel der Nordsee, hinter dem sich die Engländer geborgen glaubten, sicher durchkreuzt hatten. Unbekümmert um die Störung, die ihr Auftreten gerade in der Frühstücksstunde verursachte, eröffneten sie das Feuer auf die befestigten Küstenplätze Scarborough und Hartlepool, die 75 Kilometer auseinander liegen, so daß die deutsche Aktion einen verhältnismäßig breiten Streifen der englischen Küste umfaßte. Der Küstenschutz erwies sich als recht mangelhaft: ungestört konnten die deutschen Schiffe alle militärisch wichtigen Punkte recht gründlich unter ihr vernichtendes Granatfeuer nehmen. Als sich endlich eine Anzahl von feindlichen Torpedobooten zeigte, fanden unsere Kreuzer die willkommene Gelegenheit, ihre Zielsicherheit auch gegen schwimmende Objekte zu erweisen. Zwei englische Zerstörer wurden vernichtet, ein weiterer schwer beschädigt. Größere englische Kampfschiffe ließen sich überhaupt nicht blicken, und die englischen Blätter bemühen sich redlich, nachzuweisen, daß es notwendig sei, auch in Zukunft die Kampfschiffe der Flotte möglichst zu verstecken. Das ist die Art, wie die größte Flotte der Welt ihrem Land die „Seegeltung" sichert! Ohne die Machtmittel, die Stärke und Leistungsfähigkeit der englischen Flotte zu unterschätzen, kann man doch der Anschauung eines neutralen Blattes zustimmen, das ironisch sagt, die berühmte englische Blockade der Nordsee scheine eine Blockade Englands und nicht Deutschlands zu sein.

Bei der Beschießung der Küstenorte wurde nach englischen Meldungen auch eine größere Zahl von Soldaten sowie von Zivilpersonen getötet. Da es sich — entgegen der unwahren Darstellung der englischen Admiralität, die von „unbefestigten Städten" spricht — unbestreitbar um armierte Flottenstützpunkte handelt, so blieb die Aktion der deutschen Flotte durchaus im Rahmen des Völkerrechts, mit dem unsere Heeresleitung es wahrlich genauer nimmt als unsere Gegner. Die anfänglich gemeldete „Zerstörung" der historischen Abtei Whitby, die übrigens seit Jahrhunderten eine Ruine ist, reduziert sich auf einige Beschädigungen, die selbst englische Meldungen auf einen Zufall zurückführen.

Der Eindruck des schneidigen Vorgehens der deutschen Schiffe ist ohne Zweifel außerordentlich stark gewesen, wenn sich auch die englische Presse auf höhere Weisung bemüht, ruhige Fassung zu zeigen und die Panik der Bevölkerung zu beschwichtigen. Uebrigens haben die englischen Behörden neuerdings Maßregeln für die Bevölkerung im Falle einer feindlichen Landung in England veröffentlicht. Darin wird beschwichtigend gesagt, daß ein Angriff auf die englische Küste kaum zu erwarten sei. Doch würde, heißt es weiter, das Unerwartete eintreffen, sollte den Bürgern gesagt werden, wohin sie sich zu wenden hätten und auf welche Weise sie den Distrikt am besten verlassen könnten. Es wird ferner verständigerweise die Hoffnung ausgesprochen, daß kein Zivilist die Waffe gegen den Feind erhebe. Man solle nie vergessen, daß sonst Unschuldige unter den sicher folgenden Strafen schwer zu leiden haben würden. Diese immerhin bezeichnenden Warnungen sind an die Bewohner aller in Betracht kommenden Küstenstädte gerichtet worden.

Die Vernichtung des deutschen Kreuzergeschwaders bei den Falklandsinseln, durch die den Engländern ein schwerer Stein vom Herzen genommen wurde, war, wie aus einem Telegramm des Marineministers Churchill hervorgeht, eine gemischte englisch-japanische Leistung, so daß England seine Seeherrschaft im Stillen Ozean nur der japanischen Hilfe verdankt, für die eines Tages schon noch die Rechnung vorgelegt werden wird. Churchill telegraphierte nach Tokio: „Daß das britische Geschwader die Deutschen entscheidend schlagen konnte, verdankt es zum großen Teil der kräftigen, unschätzbaren Hilfe der japanischen Flotte. Die Deutschen sind jetzt aus dem Osten vertrieben, die Rückkehr soll schwer und gefährlich für sie sein." — Und das alles um der paar kleinen deutschen Schiffe willen, die ohne Hafen, ohne Schutz, ohne Nachschub und Hilfe ruhelos kreuzten! Wahrlich, wir haben mehr Grund, stolz auf unsere Niederlage zu sein, als die Engländer auf ihren Sieg. Der Kaiser nahm in einem Danktelegramm an den Reichstagspräsidenten Dr. Kaempf zu dem schmerzlichen Ereignis in ernsten und würdigen Worten Stellung. Er erklärte:

Das harte Schicksal, das unser ostasiatisches Geschwader betroffen, hat Sie veranlaßt, im Namen des Reichstags dem tiefen Schmerz des deutschen Volkes über den schweren Verlust so zahlreicher braver Helden, zugleich aber auch den Gefühlen des Stolzes über ihre Taten und des unerschütterlichen Vertrauens in die Zukunft Ausdruck zu geben. Ich danke Ihnen herzlich für diese Kundgebung. Mögen die schweren Opfer, die der uns aufgezwungene Existenzkampf der Gesamtheit wie jedem einzelnen auferlegt, getragen werden von der zuversichtlichen Hoffnung, daß Gott der Herr, aus dessen gnädiger Hand wir Glück und Unglück, Freude und Schmerz in Demut empfangen, auch die schwersten Wunden in Segen für Volk und Vaterland wandeln wird. Wilhelm I. R.

Das ganze deutsche Volk ist mit dem Kaiser einig in der Zuversicht, daß die deutsche Flotte, wenn der Ruf an sie ergeht, mit demselben Heldenmut und, will's Gott, mit siegreichem Erfolg ihre Pflicht bis zum Letzten und Aeußersten tun wird.

Ob sie wohl angreifen?

Die Verbündeten möchten wohl, aber sie können nicht

Seit Wochen und Monaten hört man raunen, daß jetzt nun ganz gewiß endlich der große, entscheidende Vorstoß erfolgen werde, der die Deutschen aus Frankreich und Belgien verjagen solle. Die Ungeduld darüber, daß es damit immer wieder nichts gewesen ist, äußert sich allmählich auch in der sonst so stramm gezügelten Londoner Presse. Die Times ist ganz und gar nicht zufrieden, mit den Verbündeten nicht und sogar mit England nicht. Ihr militärischer Mitarbeiter schreibt:

Der von den Engländern begangene Fehler ist hauptsächlich mangelhafte Vorbereitung. Diese Dinge müssen am Ende des Krieges untersucht werden, und wenn gewisse Leute das erhalten, was sie verdienen, werden sie gehängt. Wenn alle Ziele des Krieges erreicht werden sollen, kann uns das mehrere Jahre kosten. Wir können von unseren neuen Rekruten vor nächstem Februar keinen Gebrauch machen. In diesem größten aller Kriege kommen vier Monate nach Ausbruch fünf Mann in England auf jeden Kämpfer an der Front und so lange wir dies Verhältnis nicht umkehren können, vermögen wir den Krieg nicht so kräftig zu führen, wie wir sollten. Der Feldzug in Ostafrika war besonders armselig. Es ist eine Enttäuschung, daß der Krieg gegen die deutschen afrikanischen Kolonien nicht besser geplant und rascher durchgeführt wurde.

Wenn das Angreifen nur so leicht wäre, wie es sich die Strategen in den Zeitungsstuben vorstellen! Es hat sich aber gezeigt, daß die Hoffnung, die Deutschen würden ihre Front im Westen beträchtlich schwächen, um im Osten möglichst stark zu sein, sich nicht erfüllt hat. Der Menschenreichtum, der aus immer neuen Quellen fließt, gestattet es der deutschen Heeresleitung, nicht nur im Osten entscheidend zu siegen, sondern auch im Westen die lange Front zu behaupten und darüber hinaus noch erfolgreiche Vorstöße auf den verschiedensten Punkten der Front, im Elsaß wie in Flandern, zu machen. Die Angriffe der Verbündeten sind dagegen überall unter schwersten Verlusten gescheitert, wie sich aus den an anderer



Gefangene vom Hausregiment des Zaren — Phot. R. Sennecke

Stelle wiedergegebenen Tagesberichten unserer obersten Heeresleitung ergibt.

An der Front von L hat Kronprinz Rupprecht von Bayern den Oberbefehl. In einem Bericht der Frankfurter Zeitung wird seine Persönlichkeit folgendermaßen charakterisiert: „Aus allen seinen Aeußerungen spricht jene stahlharte Energie, die jeder Feldherr besitzen muß. Seine ganze Art hat dem Kronprinzen das unbedingte Vertrauen und die Verehrung seines Heeres erworben. Die Stimmung des Heeres ist eine Kritik an seinen Führern, und die Stimmung der Truppen dieser Armee, die vorne in den Schützengräben, oftmals in lehmigen, wassergefüllten Gräben unter tausend Strapazen am Feinde stehen, könnte gar nicht besser sein und werden.“

Erwähnt sei, daß nach englischen Berichten auf dem flandrischen Kampfplatz neuerdings Gewehrgranaten verwendet werden, wie überhaupt die Zahl der Kriegsmittel und Kriegslisten täglich wächst. Soweit diese sich in erlaubten Grenzen halten, wird man sich damit abfinden müssen, auch wenn sie die Verluste immer weiter steigern. Kläglich wirkt es jedoch, wenn man hört, daß ein englischer Flieger zu wiederholten Malen einen deutschen Gefangenen in strenger Kälte, ungenügend bekleidet, viele Stunden lang im Flugzeug über die deutschen Stellungen führte und versuchte, den Mann durch Mißhandlung zum Verrat seiner Kameraden und zum Schleudern von Bomben zu zwingen. Diese Handlungsweise, die jedem Kriegsgebrauch widerspricht, erschien so abstoßend, daß die Berichte darüber teilweise angezweifelt wurden. Nunmehr liegt aber das eidliche Zeugnis des unglücklichen „Fliegers wider Willen“, des Kriegsfreiwilligen Erich Callies, vor, der jetzt in einem Leipziger Lazarett liegt, da ein glücklicher Zufall es wollte, daß das Flugzeug des Engländers zum Landen in den deutschen Reihen gezwungen war. Der arme deutsche Soldat hat ernsten Schaden an seiner Gesundheit genommen. Aber auch abgesehen von der Quälerei ist der ganze Fall eine Schmach für England.

Die Neutralen und wir

England und Belgien — Italien — Der Dreikönigstag von Malmö

Täglich mehren sich die Beweise, die auch dem gläubigsten Gemüt klarlegen, daß England mit der Neutralität Belgiens ein frevles Spiel getrieben hat. Neben den Aktenfunden in den Archiven der belgischen Regierung finden sich auch indirekte Zeugnisse, die deutlich genug sprechen. Da ist ein Schreiben des konservativen Parteiführers Bonar Law an den englischen Premierminister Asquith, das vom 2. August datiert ist. Das Schriftstück, das jetzt von Bonar Law selbst veröffentlicht wird, lautet:

Lord Lansdowne und ich erachten es für unsere Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß es nach unserer sowohl wie nach der Ansicht derjenigen unserer Kollegen, die wir zu Rate ziehen konnten, für die Ehre und die Sicherheit des vereinigten Königreichs gefährlich sein würde, wenn man zögerte, Frankreich und Rußland in den heutigen Zeitumständen beizustehen. Wir bieten daher anstandslos der Regierung unsere Unterstützung für alle Maßregeln an, die ihr zu diesem Zweck als notwendig erscheinen können.

Man beachte, daß dieses Schriftstück zu einem Zeitpunkt erging, wo für England der heuchlerische Vorwand des Schutzes Belgiens noch nicht gegeben war. Die beiden Führer der Opposition waren also von vornherein der Ansicht, daß

England am Krieg teilnehmen müsse! Bekanntlich sind die Führer der Opposition in England über die wichtigsten Züge der internationalen Politik des vereinigten Königreichs stets unterrichtet. Sie waren es insbesondere in diesem Falle; das ergibt sich aus der Selbstverständlichkeit, mit der sie das Eintreten in den Kampf an der Seite Rußlands und Frankreichs für geboten hielten. Wenn die Opposition nicht von vornherein mit der Kriegspolitik einverstanden gewesen wäre, so hätten Kabinett und Mehrheit nicht gewagt, das Reich in das furchtbare Abenteuer zu stürzen. Vergeblich sind auch die Versuche der französischen Regierung, in einem Gelbbuch durch geschickte Zusammenstellung von Aktenstücken den Dreiverband reinzuwaschen und Deutschland die Verantwortung für den Krieg zuzuschieben. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" bemerkt zu diesen Bemühungen:

Es muß vorbehalten bleiben, auf die Einzelheiten der Veröffentlichung nach ihrer genauen Durchsicht zurückzukommen. Schon jetzt aber kann gesagt werden, daß der dem französischen Kriegsminister im März 1913 zugegangene angebliche amtliche deutsche Geheimbericht über die Verstärkung der deutschen Armee, der auch teilweise schon die unverdiente Aufmerksamkeit der neutralen Presse gefunden hat, nichts weiter als eine plumpe Erfindung ist. Welches die „sichere Quelle" ist, aus der das Aktenstück stammt, wissen wir nicht; eine amtliche Stelle in Deutschland ist jedenfalls mit ihm nie befaßt gewesen. Anscheinend rührt der Geheimbericht von einem französischen Agenten her, und die Veröffentlichung im Gelbbuche ist nur zu dem Zwecke erfolgt, um Mißstimmung zwischen Deutschland und seinen Bundesgenossen hervorzurufen und die Neutralen, namentlich Holland und Dänemark, gegen Deutschland aufzuhetzen. Die ganze Unwahrheit dieses Machwerks wird dadurch gekennzeichnet, daß darin als Ziel der deutschen Politik hingestellt wird, die Herrschaft des Deutschtums über die ganze Welt auszubreiten, die kleinen Völker zu unterdrücken und alte Gebiete, die vor Jahrtausenden einmal zum deutschen Reiche gehört haben, wie Burgund und das Baltikum, für Deutschland zurückzuerobern. Kein ernster Mann in Deutschland hat jemals solche Phantasien gehegt. Ebenso lächerlich sind andere im ersten Kapitel des Gelbbuchs enthaltene Versuche, durch amtliche Berichte französischer Vertreter in Deutschland eine deutsche Gefahr für den Weltfrieden glaubhaft zu machen. Unterzieht man die Dokumente, durch die eine angeblich seit Jahren vorhandene Kriegslust Deutschlands bewiesen werden soll, einer näheren Prüfung, so findet man, daß es sich in erster Linie um Berichte der Militär- und Marineattachés handelt, die offenbar auf Mitteilungen sehr fragwürdiger Agenten beruhen. Würde die deutsche Regierung ebenso verfahren, so ließe sich allein mit solchen Schriftstücken ein dickes Buch zusammenstellen. Wir könnten zum Beispiel einen Bericht des Militärattachés der Kaiserlichen Botschaft in St. Petersburg vom 10. August 1910 anführen, in dem auf das Zunehmen der auf einen Angriffskrieg mit Deutschland hinzielenden Bestrebungen im russischen Heere hingewiesen wird. Der Militärattaché war zu seinem Berichte durch einen Artikel im amtlichen russischen Militärorgan „Der Invalide" veranlaßt worden, der „Gedanken zum 500jährigen Jubiläum des allslawischen Sieges über die Teutonen" entwickelte. Der allslawische Sieg in einem Angriffskriege, von dem der Artikel handelte und dessen Wiederkehr der Verfasser, Oberst im russischen Generalstabe Eltschaninow, erhoffte, war die Schlacht bei Tannenberg am 15. Juli 1410.

Der neue Botschafter in Rom, Fürst Bülow, ist am 16. Dezember in seinem neuen Wirkungskreis eingetroffen. Unsere Feinde waren bemüht, ihm schon vorher entgegenzuarbeiten, indem sie versicherten, er bringe den Italienern als Geschenk das Trentino mit. Bei den einsichtigen italienischen Politikern kann eine so plumpe Intrige nicht verfangen. Deutschland kann nichts verschenken, was es nicht besitzt, und muß derartige Manöver anderen Regierungen überlassen. Die Italiener können also nicht enttäuscht werden, wenn das von den Franzosen in Aussicht gestellte deutsche Angebot nicht erfolgt. Unsere Gegner müssen sich schon nach anderen Mitteln umsehen, wenn sie das Vertrauen, das Fürst Bülow in Italien genießt, erschüttern wollen. Die offizielle Neutralitätspolitik der italienischen Regierung fand erneute Bekräftigung durch die einstimmige Annahme einer entsprechenden Resolution im Senat. Bemerkenswert ist, daß einer der Senatoren, Barzelotti, die wahren Motive der italienischen Kriegspartei scharf und zutreffend charakterisierte. Weiter sagte er:

„Die Aufgabe unserer Neutralität zugunsten des Dreiverbandes würde uns den Umsturz und dazu zwei schwere Kriege zu Lande und zur See, im Mutterlande und in den Kolonien, aufnötigen. Der gegenwärtige ungeheure Konflikt muß mit der völligen Niederwerfung eines Teiles enden. Jedenfalls muß jeder die umsichtige Organisation, die Stärke und die Schlagkraft Deutschlands bewundern. Es ist nicht daran zu denken, daß Italien die Waffen gegen seine Verbündeten kehren könnte."

Die Hoffnung der Kriegstreiber, daß aus einem Zwischenfall in Hodeida ein türkisch-italienischer Konflikt mit verhängnisvollen Folgen entstehen werde, hat sich nicht erfüllt, da die Türkei das Versehen einiger Beamten nach Möglichkeit wieder gut machte. Erwähnt sei, daß nach einer Reuter-Meldung vom 18. Dezember die Proklamation Aegyptens als britisches Protektorat erfolgt ist. Proklamieren können die Engländer so viel sie wollen, entscheiden wird sich das Schicksal Aegyptens und der Welt auf den Schlachtfeldern Europas.

Eine bedeutsame Kundgebung neutraler Staaten bildet die Zusammenkunft der drei nordischen Könige, die auf Einladung des Königs von Schweden am 18. Dezember begleitet von ihren Ministern des Auswärtigen in Malmö zusammentraten. Ueber den Zweck dieses Dreikönigstags gab das offiziöse Svenska Telegramm-Büro folgende Erklärung:

Diese Zusammenkunft ist ein Ausdruck für das gute Verhältnis zwischen den drei nordischen Reichen und für die zwischen ihnen bestehende vollständige Einigkeit, ihre bis jetzt beobachtete Neutralitätspolitik aufrechtzuerhalten. Das Zusammentreffen bezweckt insbesondere, den beteiligten Regierungen Gelegenheit zu geben, sich über die Mittel zu beraten, die in Frage kommen könnten, um die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die der Kriegszustand für die drei Länder mit sich bringt, zu begrenzen und zu hemmen."

Die Anmaßung, mit der Großbritannien die Interessen der Neutralen mit Füßen tritt, läßt es erklärlich erscheinen, daß die Londoner Presse das Malmöer Ereignis nur mit süßsaurer Miene betrachtet. Eine treffende Charakterisierung des doppelten Maßes, mit dem Englands Politik arbeitet, gibt ein englisch geschriebenes Chinesenblatt, die Peking Daily News. In einem Artikel, den die Londoner Times als Beweis für den wütenden Haß der Chinesen gegen England wiedergeben, heißt es:

„Will England nicht erklären, warum es uns den Kriegsschrecken gebracht hat? Japan sagt, es sei durch sein Bündnis mit England gezwungen, Tsingtau anzugreifen. Englische Truppen marschieren mit den japanischen. Wenn letztere plündern oder unsere Frauen vergewaltigen, dann tragen die Engländer die Schuld. Wer hätte geglaubt, daß England, das sich „Verfechter der Zivilisation" nennt, eine Gemeinheit begehen würde, vor der selbst Barbaren zurückgewichen wären? Wie kann ein solches Land es wagen, von einem deutschen Neutralitätsbruch Belgiens zu sprechen? Wenn Belgien von der Karte verschwindet, kann es England dafür danken. Unser Rat ist: Kopf hoch! Unsere Neutralität ist vergewaltigt, aber wir werden es uns nicht stillschweigend gefallen lassen. Der Tag der Abrechnung wird kommen!"

Angesichts der allgemeinen Haltung Englands gegenüber den Neutralen, fand die auch von uns wiedergegebene Meldung, daß der englische Gesandte in Bern die Auslieferung der Gotthard-Station für drahtlose Telegraphie verlangt habe, vielfach Glauben. Als Gewährsmann für diese Nachricht trat der amerikanische Oberstleutnant Emerson hervor, der sie mit seinem Wort bekräftigte. Dem gegenüber aber erließ der Schweizer Bundesrat ein entschiedenes Dementi, so daß es vorläufig nicht möglich ist, den vollen Zusammenhang zu erkennen.

Zum Schluß dieser Uebersicht noch die Mitteilung von einer Auszeichnung, die der Kaiser dem Reichskanzler von Bethmann Hollweg verlieh. Er überreichte dem erprobten Führer der deutschen Politik nach der Reichstagssitzung das Eiserne Kreuz erster Klasse.

Die neue Weltgeschichte

Die amtlichen Meldungen der obersten Heeresleitung

13. Dezember.

Nachdem am 11. Dezember die französische Offensive auf Apremont (südöstlich St. Mihiel) gescheitert war, griff der Feind gestern nachmittag in breiterer Front über Flirey (halbwegs St. Mihiel—Pont-à-Mousson) an. Der Angriff endete für die Franzosen mit dem Verlust von 600 Gefangenen und einer großen Anzahl von Toten und Verwundeten. Unsere Verluste betrugen dabei etwa siebzig Verwundete. Im übrigen verlief der Tag auf dem westlichen Kriegsschauplatz im wesentlichen ruhig.

In Nordpolen nahmen wir eine Anzahl feindlicher Stellungen; dabei machten wir elftausend Gefangene und erbeuteten dreiundvierzig Maschinengewehre. Aus Ostpreußen und Südpolen nichts Neues.

14. Dezember.

Schwächere französische Angriffe gegen Teile unserer Stellungen zwischen der Maas und den Vogesen wurden leicht abgewiesen. Im übrigen ist vom westlichen Kriegsschauplatz sowie aus Ostpreußen und aus Südpolen nichts Wesentliches zu melden. In Nordpolen nehmen unsere Operationen ihren Fortgang.

Zu den russischen und französischen amtlichen Nachrichten ist folgendes zu bemerken: Aus Petersburg wurde am 11. 12. amtlich gemeldet: „Südöstlich Krakau setzten wir unsere Offensive fort, eroberten mehrere deutsche Geschütze und Maschinengewehre und etwa 2000 Gefangene.“ Tatsächlich ist nicht ein Mann, nicht ein Geschütz oder Maschinengewehr unserer „südöstlich Krakau“ kämpfenden Truppen in russische Hände gefallen. Die amtliche Pariser Mitteilung vom 12. Dezember behauptet: „Nordöstlich Vailly wurde eine deutsche Batterie völlig vernichtet. In Deuxnouds westlich Vigneulles-les-Hattonchâtel wurden zwei deutsche Batterien zerstört, eine großkalibrige und eine für Flugzeuge bestimmte. In derselben Gegend wurde von Franzosen ein Blockhaus gesprengt und wurden mehrere Gräben zerstört.“ Alle diese Meldungen sind erfunden.

15. Dezember.

Die Franzosen griffen gestern an mehreren Stellen vergeblich an. Ein Angriff gegen unsere Stellungen südöstlich Ypern brach unter starken Verlusten für den Gegner zusammen. Ein feindlicher Vorstoß aus der Gegend nordöstlich Suippes wurde ebenso wie ein feindlicher Angriff nordöstlich Ornes (nördlich Verdun) unter schweren feindlichen Verlusten abgewiesen. In der Gegend von Ailly-Apremont (südlich St. Mihiel) versuchten die Franzosen in viermaligem Ansturm unsere Stellungen zu nehmen; die Angriffe scheiterten. Ebenso mißlang ein erneuter feindlicher Vorstoß aus Richtung Flirey (nördlich Toul). In den Vogesen sind die Kämpfe noch im Gange. Bei der Rückeroberung des Dorfes Steinbach (westlich Sennheim) machten wir dreihundert Gefangene.

Aus Ostpreußen nichts Neues. Die deutsche von Soldau über Mlawa in Richtung Ciechanow vorgedrungene Kolonne nimmt vor überlegenem Feind ihre alte Stellung wieder ein. In Russisch-Polen hat sich nichts Wesentliches ereignet. Die ungünstige Witterung beeinflußt unsere Maßnahmen.

16. Dezember.

Im Westen versuchte der Gegner erneut einen Vorstoß über Nieuport, der durch Feuer seiner Schiffe von See her unterstützt wurde. Das Feuer blieb gänzlich wirkungslos. Der Angriff wurde abgewiesen, 450 Franzosen wurden zu Gefangenen gemacht. Auf der übrigen Front ist nur die Erstürmung einer vom Feinde seit vorgestern zäh gehaltenen Höhe westlich Sennheim erwähnenswert.

Von der ostpreußischen Grenze ist nichts Neues zu melden. In Nordpolen verlaufen unsere Angriffsbewegungen normal. Es wurden mehrere starke Stützpunkte des Feindes genommen und dabei etwa 3000 Gefangene gemacht und vier Maschinengewehre erbeutet. In Südpolen gewannen unsere dort im Verein mit den Verbündeten kämpfenden Truppen Boden.

17. Dezember.

Bei Nieuport setzten die Franzosen ihre Angriffe ohne jeden Erfolg fort. Auch bei Zillebeeke und La Bassée wurden Angriffe versucht, aber unter sehr starken Verlusten für den Feind abgewiesen. Die Absicht der Franzosen, bei Soissons eine Brücke über die Aisne zu schlagen, wurde durch unsere Artillerie vereitelt. Oestlich Reims wurde ein französisches Erdwerk zerstört. Von der ost- und westpreußischen Grenze ist nichts Neues zu melden.

Die von den Russen angekündigte Offensive gegen Schlesien und Posen ist völlig zusammengebrochen. Die feindlichen Armeen sind in ganz Polen nach hartnäckigen, erbitterten Frontalkämpfen zum Rückzuge gezwungen. Bei den gestrigen und vorgestrigen Kämpfen in Nordpolen brachte die Tapferkeit westpreußischer und hessischer Regimenter die Entscheidung. Die Früchte dieser Entscheidung lassen sich zurzeit noch nicht übersehen.

18. Dezember.

Der Kampf bei Nieuport steht günstig, ist aber noch nicht beendet. Angriffe der Franzosen zwischen La Bassée und Arras sowie beiderseits der Somme scheiterten unter schweren Verlusten für den Gegner. Allein an der Somme verloren die Franzosen zwölfhundert Gefangene und mindestens achtzehnhundert Tote. Unsere eigenen Verluste beziffern sich dort auf noch nicht zweihundert Mann. In den Argonnen trugen uns eigene gut gelungene Angriffe etwa siebenhundertfünfzig Gefangene und einiges Kriegsmaterial ein.

Von dem übrigen Teil der Westfront sind keine besonderen Ereignisse zu melden.

An der ost- und westpreußischen Grenze ist die Lage unverändert. In Polen folgen wir weiter dem weichenden Feinde.

19. Dezember.

Im Westen erfolgte gestern eine Reihe von feindlichen Angriffen. Bei Nieuport, Bixschoote und nördlich La Bassee wird noch gekämpft, westlich Lens, östlich Albert und westlich Noyon wurden die Angriffe abgeschlagen.

An der ostpreußischen Grenze wurde ein russischer Kavallerieangriff westlich Pillkallen zurückgewiesen. In Polen wurde die Verfolgung fortgesetzt.

Die Meldungen des österreichisch-ungarischen Generalstabes

12. Dezember.

Ungeachtet aller Schwierigkeiten des winterlichen Gebirgsgeländes setzten unsere Truppen ihr Vorrücken in den Karpathen unter fortwährenden siegreichen Gefechten, in denen gestern über 2000 Russen gefangen genommen wurden, unaufhaltsam fort. Die Pässe westlich des Lupkower Passes sind wieder in unserem Besitz. Im Raume südlich Gorlice, Grybow und Neu-Sandec begannen größere Kämpfe.

Die Schlacht in Westgalizien, deren Front sich aus der Gegend östlich Tymbark bis in den Raum östlich Krakau hinzieht, dauert fort. Gestern brachen wieder mehrere Angriffe der Russen in unserem Artilleriefeuer zusammen. Die Lage in Polen hat sich nicht geändert. Die Besatzung von Przemysl brachte von ihrem letzten Ausfall 700 gefangene Russen und 18 erbeutete Maschinengewehre mit sehr viel Munition heim.

13. Dezember.

In der Schlacht in Westgalizien wurde der südliche Flügel der Russen gestern bei Limanowa geschlagen und zum Rückzuge gezwungen. Die Verfolgung des Feindes ist eingeleitet. Alle Angriffe auf unsere übrige Schlachtfront brachen ebenso wie an den früheren Tagen zusammen. Unsere über die Karpathen vorgerückten Kräfte setzten, wieder unter mehrfachen Kämpfen, die Verfolgung energisch fort. Nachmittags wurde Neu-Sandec genommen. Auch in Grybow, Gorlice und Zmigrod rückten unsere Truppen wieder ein. Das Zempliner Komitat ist vom Feinde vollkommen gesäubert. In den abseits vom Schauplatz der großen Ereignisse gelegenen östlichen Waldkarpathen vermochte der Gegner südlich des Gebirgskammes nirgends wesentlich Raum zu gewinnen. Im allgemeinen halten unsere Truppen die Paßhöhen, in der Bukowina die Linie des Suczawa-Tales. In Südpolen wurde nicht gekämpft. Nördlich Lowicz setzten unsere Verbündeten den Angriff auf die stark befestigten Stellungen der Russen erfolgreich fort.

14. Dezember.

Die Verfolgung der Russen in Westgalizien wurde fortgesetzt und gewann, abermals unter kleineren und größeren Gefechten, allenthalben nordwärts Raum. Nun ist auch Dukla wieder in unserem Besitz. Unsere über die Karpathen vorgerückten Kolonnen machten gestern und vorgestern 9000 Gefangene und erbeuteten zehn Maschinengewehre. Die Lage an unserer Front von Rajbrot bis östlich Krakau und in Südpolen ist unverändert. Nördlich Lowicz drangen unsere Verbündeten im Angriffe weiter gegen die untere Bzura vor.

Vom südlichen Kriegsschauplatz wird gemeldet: Die von der Drina in südöstlicher Richtung vorgetriebene Offensive ist südöstlich Valjevo auf stark überlegenen Gegner gestoßen und mußte nicht allein aufgegeben werden, sondern veranlaßte auch eine weiterreichende rückgängige Bewegung unserer seit vielen Wochen hartnäckig, glänzend, aber verlustreich kämpfenden Kräfte. Diesem steht die Gewinnung von Belgrad gegenüber. Die hieraus resultierende Gesamtlage wird neue operative Entschlüsse und Maßregeln zur Folge haben, welche der Verdrängung des Feindes dienen müssen.

15. Dezember.

Die Offensive unserer Armeen in Westgalizien hat hier den Feind zum Rückzug gezwungen und auch die russische Front in Südpolen zum Wanken gebracht. Unsere den Feind in Westgalizien von Süden her unermüdlich verfolgenden Truppen gelangten gestern bis in die Linie Jaslo—Rajbrot. Bei dieser Verfolgung und in der letzten Schlacht wurden nach den bisherigen Meldungen 31 000 Russen gefangen genommen. Heute liegen Nachrichten über rückgängige Bewegungen des Gegners an der gesamten Front Rajbrot—Niepolomice—Wolbrom—Nowo Radomsk — Piotrkow vor. In dem karpathischen Waldgebirge wurden gegen das Vordringen feindlicher Kräfte in dem Latorczatal entsprechende Maßnahmen getroffen.

Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Die durch das notwendig gewordene Zurücknehmen des eigenen rechten Flügels geschaffene operative Lage ließ es ratsam erscheinen, auch Belgrad zunächst aufzugeben. Die Stadt wurde kampflos geräumt. Die Truppen haben durch die überstandenen Strapazen und Kämpfe wohl gelitten, sind aber vom besten Geiste beseelt.

16. Dezember.

In Galizien und Südpolen wird der zurückgehende Feind auf der ganzen Front verfolgt. Bei Lisko, Krosno, Jaslo und im Bialatale leisten starke russische Kräfte Widerstand. Im Dunajeztale drangen unsere Truppen kämpfend bis Zakliczyn vor. Auch Bochnia ist wieder von uns genommen. In Südpolen mußten die feindlichen Nachhuten überall nach kurzem Kampfe vor den Verbündeten weichen. In den Karpathen haben die Russen die Vorrückung im Latorczatale noch nicht aufgegeben. Im oberen Tale der Nadwornaer Bystrzyca wurde ein Angriff des Feindes zurückgewiesen. Die Besatzung von Przemysl unternahm einen neuerlichen großen Ausfall, bei dem sich ungarische Landwehr durch Erstürmung eines Stützpunktes mit Drahthindernissen auszeichnete. Wie gewöhnlich wurden Gefangene und erbeutete Maschinengewehre in die Festung gebracht.

17. Dezember.

Die letzten Nachrichten lassen nicht mehr zweifeln, daß der Widerstand der russischen Hauptmacht gebrochen ist. Am Südflügel in der mehrtägigen Schlacht von Limanowa, im Norden von unseren Verbündeten bei Lodz und nunmehr an der Bzura vollständig geschlagen, durch unsere Vorrückung über die Karpathen von Süden her bedroht, hat der Feind den allgemeinen Rückzug angetreten, den er im Karpathenvorland, hartnäckig kämpfend, zu decken sucht. Hier greifen unsere Truppen auf der Linie Krosno—Zakliczyn an. An der übrigen Front ist die Verfolgung im Gange.

18. Dezember.

Die geschlagenen russischen Hauptkräfte werden auf der ganzen, über 400 Kilometer breiten Schlachtfront von Krosno bis zur Bzura-Mündung verfolgt. Gestern wurde der Feind auch aus seinen Stellungen im nördlichen Karpathen-Vorlande zwischen Krosno und Zakliczyn geworfen. Am unteren Dunajez stehen die verbündeten Truppen im Kampfe mit gegnerischen Nachhuten.

In Südpolen vollzog sich die Vorrückung bisher ohne größere Kämpfe. Petrikau wurde vorgestern vom K. und K. Infanterie-Regiment Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen, Nr. 34, Przedborz gestern von Abteilungen des Nagyszebener Infanterie-Regiments Nr. 31 erstürmt.

Die heldenmütige Besatzung von Przemysl setzte ihre Kämpfe im weiteren Vorfelde der Festung erfolgreich fort. Die Lage in den Karpathen hat sich noch nicht wesentlich geändert.

Im Beobachtungsstand. Das Scherenfernrohr ist durch Strohbüschel unkenntlich gemacht Phot. Boedecker

Eine Kriegslist im Schützengraben: Der Strohmann als Ziel Phot. Hoffmann

Schulter an Schulter

Die Waffenbrüderschaft im Osten

Der ursprüngliche Kriegsplan der Russen hatte bekanntlich darin bestanden, durch ihre riesenhafte Uebermacht zuerst die österreichisch-ungarische Armee zu vernichten und sich dann mit der ganzen Wucht auf Deutschland zu werfen. An der Tapferkeit der österreichisch-ungarischen Truppen ging dieser Plan in die Brüche. Die Russen versuchten es also „anders rum", verschoben ihre Hauptkraft nach Polen und ergriffen die Offensive gegen Schlesien und Posen. Die deutsche und die österreichisch-ungarische Heeresleitung antworteten sofort darauf, indem sie eine derartige Umgruppierung ihrer Kräfte vornahmen, daß die Russen bei ihrem Vormarsch gegen die deutsche Grenze auf eine von den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen gebildete Mauer stießen, an der ihre Offensive zerschellte. Die Oesterreicher mußten allerdings die Karpathen und Przemysl zum zweitenmal preisgeben, aber dieses dem gemeinsamen Zwecke gebrachte Opfer hat seine Früchte getragen. Nicht nur, daß die gegen die deutsche Grenze sich heranwälzende Flut der Russen zum Stehen kam, die verbündeten Armeen konnten ihrerseits zur Offensive übergehen und in Polen den großen, schicksalsschweren Sieg erringen.

Dieser Erfolg konnte nur durch ein lückenloses Zusammenarbeiten der beiden verbündeten Heeresleitungen erzielt werden. Alle Sonderinteressen der einen wie der andern mußten beiseite geschoben werden — die zwei Armeen, die dem einen Feind, der einen Gefahr gegenüberstanden, mußten sich zu einer einzigen verschmelzen, mit einem Ziele und einem zum Siege führenden Willen. Für das große Publikum kommt dieses geistige „Schulter an Schulter" weniger klar zum Ausdruck, aber was es sieht und empfindet, das ist die Kameradschaft der Soldaten. Ernst Klein schildert seine Eindrücke in dieser Beziehung in der Neuen Freien Presse folgendermaßen:

Gegen halb 9 Uhr kam ich in Breslau an. Zum Schlafengehen war's zu früh, also ging ich in ein Theater, wo man gerade ein patriotisches Stück mit dem Titel „1914" aufführte. Der Saal war ziemlich voll und besonders von den billigen Plätzen keiner unbesetzt. Plötzlich erschienen drei hechtgraue Leute, ein Feuerwerker und zwei Zugsführer von einem Artillerieregiment, und machten ratlose Gesichter, als sie keinen Platz fanden. Aber im Nu war Rat geschafft. Von vier, fünf Tischen zugleich winkte man ihnen, rief ihnen die freundlichsten Einladungen entgegen, so daß sie jetzt erst recht in Verlegenheit waren, weil sie nicht wußten, wohin sie sich setzen sollten. Das schwierige Problem wurde dadurch gelöst, daß sich jeder an einen andern Tisch setzte. Und dann ging ein Bewirten los — die drei braven Kanoniere ließen sich nicht lange nötigen; sie aßen und tranken, daß ihre Gastgeber eine Freude daran hatten. Zwischen dem zweiten und dritten Akt wurden die Bilder der großen Heerführer gezeigt, zum Schlusse Hand in Hand die Kaiser, der ganze Saal erhob sich, sang „Deutschland, Deutschland über alles" und wandte sich dann den drei Hechtgrauen zu, die tapfer mitgesungen hatten. „Prosit, Bundesgenossen!" tönte es von allen Seiten. Die drei riefen „Hoch Deutschland!" Das Hurrarufen und Gläserschwenken wollte kein Ende nehmen — diese Szene war wirklich hübsch, viel hübscher als die auf der Bühne, denn sie war echt, spontan aus dem Moment heraus.

Am nächsten Morgen fuhr ich nach meinem vorläufigen Ziel. Die Strecke führt hier dicht an der Grenze entlang, und da die Front unserer Stellungen sich nicht weit von ihr — Gott sei Dank aber auf russischem Boden — befindet, so fährt man hier mitten durch das Hasten und Treiben des Krieges durch. Ein Transport reiht sich an den andern; bald ein deutscher, bald ein österreichischer, und auf den Bahnhöfen wimmelt es von hechtgrauen und feldgrauen Uniformen durcheinander. Viel Zeit hat ja keiner von den Leuten; jeder hat seinen Auftrag und sein Ziel, aber es geht keiner an dem andern ohne Gruß vorüber, und wenn sie im Coupé nebeneinander sitzen, werden sie rasch gut Freund miteinander. Es sind viele stockungarische Regimenter auf diesem Teil der Strecke, und die Unterhaltung zwischen dem oberschlesischen Landwehrmann und dem Baka aus Sombor geht nicht immer sehr fließend vonstatten, aber sie verstehen einander doch, traktieren sich gegenseitig mit Pfeifentabak und Zigaretten, und wenn sie sich kennen, schütteln sie sich die Hände und sagen „Servus" zueinander.

In einer größeren Station befindet sich das Etappenkommando einer österreichischen Armee; das Armeekommando selbst war hier gewesen, ist aber bereits seit mehreren Tagen weiter nach vorn ins Russische hineingerückt. Man ist ganz erstaunt, wenn man auf einmal in diesen Bahnhof einfährt. Ungarischer Landsturm steht als Stationswache, und auf dem Bahnhof patrouillieren schlanke ungarische Gendarmen. Die deutschen Uniformen verschwinden hier fast, und den guten Bürgern des Städtchens tut die Wahl weh, wer ihnen besser gefällt, der Husar oder der Dragoner, der ungarische Infanterist oder der österreichische Jäger. „Ach, die Oesterreicher sind alle hübsche, stramme Kerle," sagt der alte Herr, der mit mir im Coupé sitzt. „Wissen Sie, so freundlich, so lustig — so — na, wie heißt es denn?" — „So fesch —" „Ja, ganz recht — so fesch!"

In dieser Station stiegen drei Ungarn zu uns ein, junge, frische Burschen mit den funkelnagelneuen Feldwebelbörtel am Kragen. Sie waren drei Tage in Breslau gewesen, um allerlei für ihr Regiment einzukaufen, und fuhren nun, nachdem sie in diesem Orte übernachtet, zur nächsten Station, von wo sie mit Wagen zu ihren Stellungen abzugehen hatten. Keiner von den dreien war über Zweiundzwanzig. Blut und Jugend waren in ihnen, und die Augen strahlten ihnen, wie sie von den drei Tagen in Breslau erzählten.

„Die Leute waren lieb — überall, wo wir hingekommen sind, hat man uns gleich begrüßt und gesagt: „Ihr seid Oesterreicher!" Wir haben aber geantwortet: „Wir sind Ungarn!" Und da waren sie grad' so freundlich. Ganz fremde Leute haben uns zu Tisch in ihr Haus einladen wollen, und wenn wir all den Champagner getrunken hätten, den man uns offeriert hat — kérem, dann müßten wir jetzt anstatt zur Kompagnie ins Spital fahren." „Wo liegt Ihr denn?" Sie nannten den Ort, etwa zehn Kilometer jenseits der Grenze.

„Dort sind wir eingegraben. Geht uns ganz gut. Seit ein paar Tagen ist kein Gefecht, da ist nur ein Halbbataillon als Vorposten draußen in den Gräben, die anderen sind im Ort. Die Verpflegung ist gut, vorwärts gehen wir auch — kérem — kann's uns besser gehen?"

„Seid Ihr mit den deutschen Truppen zusammen?"

„Natürlich. Wissen S', so Schulter an Schulter, wie's in den Armeebefehlen heißt. Neben uns, gleich anschließend, liegt ein deutsches Regiment. Unser Regiment bildet bei uns die Verbindung mit den Deutschen. Wenn wir Zeit haben, besuchen wir uns gegenseitig, sie laden uns ein, wir sie, besonders wenn wir Gulasch haben, denn das essen wir alle gern."

Der alte Herr, mein Reisegefährte seit Breslau, hörte den jungen Burschen zu und schmunzelte in seinen weißen Bart. Als sie dann in der nächsten Station ausstiegen, drückte er jedem von ihnen die Hand und sagte:

„Gott mit Euch, Jungens. Ich habe auch drei solche Burschen wie Ihr bei der Armee — zwei im Westen, einen hier. Der eine ist schon gefallen, aber die anderen zwei leben mir noch. Da könnt Ihr Euch denken, daß unser Herz auch bei Euch ist!"

Und dann sah er ihnen nach, wie sie so jung und so frisch über den Bahnsteig sprangen . . . .

Das wichtigste Kriegswerkzeug

Die finanziellen Sorgen

Der Verlauf des Weltkriegs hat den Prophezeiungen vieler Volkswirtschaftler nicht entsprochen. Die Schäden und Verluste an Gütern und Menschen übersteigen zwar alle Vorstellungen, aber der angekündigte rasche Zusammenbruch ist ausgeblieben. Besonders glänzend hat sich die Organisationskraft und Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes und seiner Verbündeten bewährt. Einer Zusammenstellung der „Frankfurter Zeitung" entnehmen wir folgende Angaben:

Insgesamt wurden bisher für den Krieg an Geldmitteln ungefähr 17 Milliarden Mark durch Anleihen, zirka 5 Milliarden Mark durch Schatzwechsel und etwa 3½ Milliarden Mark durch Vorschüsse aufgebracht, zusammen also etwa 25 Milliarden. Davon entfallen auf Deutschland und seine Bundesgenossen etwas über 7 Milliarden, während sich die Summen bei der Entente mit ihren Bundesgenossen auf mehr als doppelt so viel, auf 17 Milliarden, stellt, worin allerdings die große, erst zum Teil verbrauchte englische Anleihe enthalten ist. Auf England allein entfällt von diesen 17 Milliarden mehr als die Hälfte, weil aus begreiflichen Gründen fast sämtliche Bundesgenossen gezwungen waren, auf England zurückzugreifen. Auf die Neutralen entfällt von der bisherigen Inanspruchnahme des Kapitalmarkts etwa eine Milliarde Mark.

Die wirklichen Kriegskosten bezeichnet die genannte Ziffer, die nur angibt, welche baren Mittel die Staaten bisher flüssig gemacht haben, noch keineswegs. Die ungeheure Vernichtung wirtschaftlicher Werte auf den Kriegsschauplätzen in Belgien, Nordfrankreich, Galizien, Russisch-Polen und Ostpreußen, wie die Einbuße an wirtschaftlicher Leistung und Kraft in der ganzen Welt sind dabei ja noch gar nicht berücksichtigt worden. Immerhin ergibt sich schon aus dieser gewaltigen Ziffer wieder, welche Unsummen der heutige Krieg verschlingt und noch verschlingen wird. Der bisherige Verlauf des Krieges hat aber gezeigt, daß wir die Mittel, die er erfordert, aufbringen können und auch aufbringen wollen. Mit einer Begeisterung ohnegleichen drängten sich die größten und kleinsten Kapitalisten bei der Emission herbei, um dem Vaterlande auch die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung zu stellen. Die künftige Entwicklung wird auch fernerhin zeigen, daß wir wie an moralischer wie auch an wirtschaftlicher Kraft unseren Gegnern überlegen sind.

Der Kampf um den Kirchhof

Aus dem Kriegsbrief eines Leutnants

Die erschreckenden und erhebenden Eindrücke des Nahkampfes in dem französischen Dorf Conthil finden eine packende Schilderung in dem Kriegsbrief eines Leutnants, den Oberst Hoppenstedt in seinem neuen Buch „Unsere Feldgrauen im Kampf" veröffentlicht. Es heißt da:

Inmitten des allgemeinen Wirrwarrs taucht plötzlich eine Erscheinung verkörperter Sachlichkeit vor mir auf. Ein schlichter Soldat meiner eigenen Kompagnie, von Beruf Schäfer, der während seiner Dienstzeit die sehr verdienstvolle aber wenig kriegerische Tätigkeit eines Flickschneiders bekleidet hatte. Und dieser stille, versonnene Mann entpuppte sich nun plötzlich in dieser Blutatmosphäre als Persönlichkeit. Aus dem Herdenmenschen (wobei ich nicht an seine Schafe denke) wurde unvermittelt ein Herrenmensch. Als ob es selbstverständlich wäre, gab er auf einmal mit seiner ruhigen, wenn auch starken Stimme Befehle, und seltsamerweise, da war keiner, der ihm nicht willig gehorcht hätte. Freilich hatten seine Anordnungen Hand und Fuß. Wie er beispielsweise ein Dutzend Leute auf einem flachen Dache postierte und ihnen Ziele zuwies — ich muß mit Beschämung sagen, daß der wunderliche Mann mir in diesem Augenblick an Befehlskraft überlegen war. Und wie er die Leute zu nehmen wußte! „Na aber, wer wird denn mit der lieben Gottesgabe so verschwenderisch umgehen?" mahnte er, als sie gar so wild schossen. „Langsam feuern, Leute, langsam. Sicher zielen, sachte abkrümmen, in drei Schuß — vier Treffer!" — — — —

Nach einer Stunde war die Blutarbeit getan, nur um den Kirchhof tobte der Kampf noch mit unverminderter Heftigkeit weiter. Hoch aufgemauert, die Steilstraße stark überragend, an einer Seite von der hier fensterlosen Kirche gedeckt, an den anderen mit einer massiven Steinmauer umfaßt, hatte er eine natürliche Stärke, und der geschickte Feind hatte unter skrupelloser Ausnutzung der Grabsteine und alles möglichen Hausgerätes seine Verteidigungsfähigkeit noch um ein Erkleckliches erhöht. Oefen, Matratzen, Mehlsäcke . . . alles mögliche haben wir nachher gefunden. So war dem Kirchhof schwer beizukommen, und doch mußte er schnell genommen werden, weil er die Straße sperrte, auf der allein die Munitionskolonnen auf die Höhen des Kökings nachgezogen werden konnten. Das war bitter nötig, denn während wir uns in Conthil abmühten, hatten unsere Kameraden beiderseits des Dorfes ihre Fahnen siegreich vorgetragen, und immer weiter ging es vorwärts. Freilich unter schweren, sehr schweren Verlusten, aber wer hat in diesen Tagen des ersten naiven begeisterten Vorwärtsstürmens dieser geachtet?

Französischer Befehlshaber auf dem Kirchhof war ein graubärtiger Kapitän, der Typ eines Troupiers. Zuweilen konnte ich durch den Gefechtslärm hindurch hören, wie er seine Leute anspornte: „Mut, meine Braven! Man wird uns heraushauen! Mut, Kinder, Frankreich sieht auf uns!" Ich sah aber auch, wie er einmal einen Mann erschoß, der eine weiße Flagge zu hissen versuchte. In diesem Augenblick, in dem er sich eine Blöße gab, lag es in meiner Macht, von der Dachluke aus, in der ich stand, den Helden zu töten. Schon hatte ich das Gewehr eines Gefallenen an die Backe gerissen, aber ich ließ es sinken — ich konnte einfach in diesem Augenblick nicht. Ich weiß, es war Pflichtvergessenheit, die vielleicht Dutzenden meiner Kameraden das Leben kostete, und eine Sekunde später hatte ich die Schwächeanwandlung überwunden, aber da war die Gelegenheit, den Kampf abzukürzen, verpaßt . . .

Inmitten des Höllenkonzerts des Kleingewehrfeuers schallt es auf einmal wie ein tausendfältiger Paukenschlag, so dröhnend, so erschütternd, daß mir fast die Sinne vergehen. Herrgott — gerade unter mir, aus der Tür des Hauses, das ich besetzt halte, feuert ein Geschütz, das durch Hecken hindurch und über Mauerbreschen hinweg vom Hofe her in Stellung gebracht worden ist. Und nun Paukenschlag auf Paukenschlag . . .

Auf dem Kirchhof ist es still geworden. Da plötzlich anschwellendes Geschrei auf der Straße, das Hurra anstürmender Haufen. Ich sehe sie anbranden, Mann dicht neben Mann, über ihnen blinkende Bajonette, an ihrer Spitze mein Bataillonsadjutant, in der Rechten den Revolver, in der Linken die Fahne, die seltsamerweise verhüllt ist. Die Paukenschläge hören auf, das Hurra verstärkt sich, auf dem Friedhof wird es wieder lebendig, schon sind aber unsere Vordersten an den Mauerbreschen. Ich sehe auch . . . und das Blut erstarrt mir in den Adern . . . wie der Adjutant die Fahne, unser Heiligtum, in hohem Bogen in die Feinde schleudert, mir scheint, als ob der Hurraruf einem unbestimmbaren Durcheinanderschrei wiche — in diesem Augenblick werde ich zur Seite gestoßen. Sekunden später rattert

das Maschinengewehr dort, wo ich gestanden, ich aber stürze herunter, um bei diesem letzten Akte des Dramas Mitspieler zu werden.

Aber schon ist das Stück ausgespielt, ohne besonderen Knalleffekt. Als der französische Friedhofskommandant niedergestreckt, hat die Besatzung alsbald kapituliert.

„Gottesfrieden!" schreit mit Donnerstimme der Held der Stunde, der Adjutant, über den Todesacker hinweg in den Haufen und schwingt das heilige Palladium, als ob er die Jungfrau von Orleans wäre. Seine Augen strahlen, seine Blasiertheit ist in diesem Augenblick wie weggeblasen; ich drücke ihm bewundernd die Hand, aber dabei fährt es doch aus mir heraus: „Die Fahne — Gott sei Dank, daß es gutgegangen." Da lacht dieser freche Mensch übermütig auf, schwingt sich auf einen Grabstein, und seine Trompetenstimme schallt über die noch immer aufgeregten Männer: „Jungens, hier seht Ihr die Fahne — der Feuerwehr von Conthil!"

Psalmworte der Gegenwart

Professor Delitzschs Rede in schwerer Zeit

Die „Deutschen Reden in schwerer Zeit", die von einer Reihe unserer größten Gelehrten gehalten wurden, fanden ihren vorläufigen Abschluß und zugleich ihren Höhepunkt mit einem bedeutsamen Vortrag von Professor D e l i t z s c h, dem Erforscher der babylonischen und assyrischen Religionsgeschichte, über das Thema: Psalmworte der Gegenwart.

Professor Delitzsch begann mit der Erklärung, daß weder die indische, noch die babylonische, noch irgendeine andere Poesie der Weltliteratur eine Liedersammlung besitzt, die an poetischer Schönheit, an restlichem Sichversenken in die Rätsel des menschlichen Lebens und an ergreifender Betätigung lauterster Religion auch nur annähernd einen Vergleich zuläßt mit dem alttestamentarischen P s a l m b u c h, diesem vom stillsten Piano bis zum vollen Fortissimo anschwellenden hohen Liede des Gottvertrauens. In der ganzen Weltliteratur steht dieses jüdische Liederbuch einzig da. Nur einige Beispiele: „Unser Leben währet 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, dann sind es 80 Jahre, und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." — „Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras. Er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber gehet, ist sie nicht mehr und ihre Stätte kennet sie nicht mehr." In allen Kultursprachen der Welt begegnen wir Worten aus dem Psalter. Auch in der ernsten und schweren Zeit, die Deutschland gegenwärtig durchmacht, bietet der Psalter Worte der Erhebung und Stärkung. Ursprünglich war der Psalter ein von jüdischen Dichtern für Juden gedichtetes Liederbuch, aber seit mehr als 2000 Jahren ist der Psalter für die gesamte Christenheit d a s geistliche Liederbuch geworden.

Für Deutschland liegt ein ganz besonderer Grund vor, sich gerade jetzt des Psalters zu erinnern; denn wie gegenwärtig Deutschland von einer Welt von Feinden umkreist und bekriegt wird, so wurde damals das jüdische Volk zugleich von einer großen Zahl von Feinden bekämpft und vollführte unter der glorreichen Führung der Makkabäer unvergleichliche Heldentaten. Manche Worte des Psalters, die sich auf diese Kämpfe bezogen und das Hohe Lied des sieghaften jüdischen Volkes sangen, eignen sich bis auf das letzte Wort



Vorposten am Feind — Phot. Boedecker



Französische Husaren auf dem Marsch

auf die gegenwärtige Zeit. „Dein Volk ist ganz Freiwilligkeit an Deinem Heerestage.“ Das gilt auch heute, denn das ganze wehrfähige Deutschland meldete sich und meldet sich noch immer freiwillig auf den Heerruf seines Kaisers. Aus innerem Antrieb bringt sich das Volk selbst dar als Opfer auf dem Altar des Vaterlandes. Die Sache, für die Deutschland in diesem Kriege kämpft, ist nach dem Gottesurteil eine gerechte Sache; denn nach dem Psalter verabscheut Gott die Menschen des Blutes und des Truges. Gegen solche Feinde aber kämpft jetzt Deutschland. Von einem feigen Meuchelmord blutiger Menschen hat dieser Krieg seinen Ausgang genommen und gegen eine Welt des Truges richtet er sich. Der deutsche Kaiser ist dagegen im Sinne des Psalmwortes ein Herrscher des Friedens, und mit seiner Friedensliebe hat der Kaiser seinem Heere einen Schmuck gegeben, wie er schöner nicht gedacht werden kann. Unsere Soldaten wissen, daß sie gegen Männer des Blutes und des Truges in den Kampf ziehen, und daß die Vernichtung von Blut und Trug ein gottgefälliges Werk ist. Zu diesem Schmuck der Friedensliebe gesellt sich für unsere Soldaten als zweites Schmuckstück die Gerechtigkeit und die deutsche Treue: Treue gegen unseren Bundesgenossen, gegen das Vaterland, gegen den Kaiser, Treue bis in den Tod. Unsere Soldaten vergessen auch niemals die Gebote des Christentums und üben auch dem Feinde gegenüber das Wort des Psalters, daß man auch den Feind lieben soll. Sie tun es, ohne Aussicht auf Gegenliebe, ja sie tun es, trotzdem sie ein gegenteiliges Verhalten beim Feinde befürchten müssen.

Aber gerade, wenn Deutschland jetzt zu dem Fest der Liebe sich des christlichen Gebotes der Nächstenliebe auch gegenüber dem Feinde erinnert, so wird sich ein Strom des Segens Gottes über das deutsche Volk ergießen. Schließlich gilt ja doch unser Zorn im Grunde nur den Staatslenkern der feindlichen Staaten, die das grauenvolle Unheil über uns und über die eigenen Völker gebracht haben. Auch die Klagen über die Völkerrechtsbrüche der Feinde sind nicht neuen Datums. Wenn der Psalmist in den Kriegen der Makkabäer ähnliche Anklagen hat verlauten lassen, so hat das deutsche Volk es auch mit der tröstenden Zuversicht des Psalmisten: Der Herr prüfet die Gerechten und Gottlosen, er wird auf die Gottlosen Feuer und Schwefel regnen, denn er ist ein Gott der Gerechtigkeit und liebet die Gerechten. Englands Lügensystem in diesem Kriege hat einen Rekord geschlagen und selbst den Teufel überboten. Wer lange im Auslande war, wird bestätigen, daß ein derartiges Lügensystem sich nur auf einer jahrzehntelangen Uebung aufbauen kann. Wenn England im Januar 1915 an seinem Buß- und Bettage all dieser Lügen gedenkt, dann wird es sich hoffentlich der Worte des Psalmisten erinnern: Der Herr bringt die Lügner um, und der Verleumder wird nicht bestehen auf Erden. Der deutsche Michel ist jetzt aufgewacht und tritt seinen Feinden als heiliger Michael entgegen mit dem flammenden Schwerte, triumphierend über alle Ausgeburten der Hölle. Wir hoffen zu Gott, daß die Feinde, die sich selbst eine Grube gegraben haben, in die Grube fallen mögen, und daß sich für Deutschland und das verbündete Oesterreich das Wort des Psalmisten erfüllen möge: Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Wenn wir auch heute noch nicht das Halleluja des Sieges anstimmen können, so werden wir doch nicht müde werden, unseren Kriegern unser Hosianna zuzurufen. Das Volk aber daheim wird sich die stahlharte Ausdauer erhalten, die wie ein Magnet den Sieg an sich ziehen muß. Wir heben unsere Augen auf zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt. „Der Herr behüte unseren Eingang und Ausgang im neuen Kriegsjahr und sei und bleibe für Deutschland von nun an bis in Ewigkeit. Amen!“

Der Weihnachtsmann an der Front

Seit Wochen ist mit Liebe Gabe auf Gabe gehäuft, lauter gute Dinge, die den Soldaten, fern der Heimat, Weihnachtsgrüße und Weihnachtsfreuden bringen sollen. In riesigen Stapeln, die täglich wuchsen, lagen die vielen tausend Kasten wohlverschnürt in der Ullsteinschen Liebesgabensammlung, harrten auf den Tag, da sie die Reise in die Schützengräben antreten sollten . . . Und dann, eines Tages um die Mitte Dezember, ging es los! Eine riesige Menge war zusammengekommen, die nun pünktlich nach den beiden Fronten gebracht wurde. Nach dem Osten allein wurden zehn Eisenbahnwaggons mit Paketen angefüllt, mit 30 000 Weihnachtspaketen!

Dr. Max Osborn, der als Weihnachtsmann mitfuhr und die Spenden verteilen half, erzählt in der „B. Z. am Mittag" seine Erlebnisse von dieser Weihnachtsfahrt an die Front: Noch haben diese Pappschachteln ihr Geheimnis bewahrt, hat doch die Zärtlichkeit der Zurückgebliebenen in sie für die unbekannten und unbenannten fernen Adressaten alles mögliche hineingestopft, was sie ersinnen konnten, und was sich nur in dem leider rasch begrenzten Raum unterbringen ließ. Pfefferkuchen und Zigarren, Pfeifen und Tabak, Würste und ein Fläschchen Rum und Arrak, Seife und Hosenträger, Luntenfeuerzeuge und Schokolade und Lichter, und weiß der Himmel, was sonst noch alles, ruht hier, mit kunstvoller Ausnutzung und Berechnung jedes Eckchens, unter grünen Tannenzweigen. Man weiß aus unseren Listen, wie alle Kreise und Schichten der Bevölkerung an diesen Zehntausenden anheimelnder Potpourris mitgearbeitet haben. Die einen sandten die Pakete selbst, die anderen stellten Geldsummen zur Verfügung, die der Ullsteinsche Verlag benutzte, um weitere Tausende solcher „Stillleben" zusammenstellen zu lassen, noch andere, namentlich die Gattinnen einiger höherer Offiziere, steuerten ganze Sammlungen bei, die sie selbst veranstaltet und hergerichtet hatten.

So ging es denn auf weiten Wegen an den einzelnen Punkten in die Nähe der langgestreckten deutschen Ostfront. Im alten preußischen Stammland wurden die Gaben froh begrüßt als Erquickung in dem langwierigen Stellungskampf, der hier mit „dem Russen" — so ist die offizielle Bezeichnung — ausgefochten wird. Man hat sich stark und machtvoll verschanzt und zweifelt keinen Augenblick, daß man die Eindringlinge bald wieder mit blutigen Köpfen heimschicken wird. Die feindlichen Truppen scheinen selbst dieser Ansicht zu sein, und Unzählige ziehen es darum vor, lieber gleich zu den Deutschen herüberzukommen. Es wimmelt überall von russischen Gefangenen, die mit offensichtlichem Behagen gern die Arbeit verrichten, die man ihnen befiehlt. Sie sehen aus wie Leute, die sagen wollten: Gott sei Lob und Dank, wir haben's überstanden und sind in Sicherheit und anständiger Behandlung. Sie kommen in Trupps und kommen allein, wie „sich trifft" — so meinte einer von ihnen. Oft begegnet man dem gleichen drolligen Bild: einem biederen, würdigen Landsturmmann, der einen jungen, kräftigen Russen mit sich führt, fast wie einen Bären — aber ohne Kette, denn der Bär will gar nicht los. Fast väterlich blickt das bärtige Familienoberhaupt aus Berlin oder Ostpreußen, aus Hessen oder Mecklenburg oder Schlesien auf „seinen Gefangenen", der den Bezwinger kindlich anblickt, mit einem Ausdruck unendlichen Vertrauens. Namentlich als vor einigen Wochen die Seenstreifen, die vielfach die feindlichen Linien trennen, auf kurze Zeit zugefroren waren, nutzten die „gegen den deutschen Erbfeind" Kämpfenden die gute Gelegenheit und kamen massenhaft übers Eis gelaufen. Einer traf in diesen Tagen ein und erklärte: seine ganze Kompagnie sei nun schon bei den Deutschen, da sei es ihm einsam geworden, und er gestatte sich darum gleichfalls seine Aufwartung zu machen...

Die Weihnachtsmannfahrt geht eilig hin über das Land, in dem modernen Märchenwagen, den der Benzinmotor treibt. Die Insassen sind sich ihres Amtes bewußt und hüllen sich in riesige Mäntel, damit man sie gleich erkennt. Nur den wallenden Bart haben sie nicht, denn sie gehören zu den „unwahrscheinlichen Leuten", wie der Leutnant mit dem geheilten Lungenschuß meinte, die „sich noch rasieren". Aber dadurch unterscheiden sie sich nun wieder von den zu bescherenden Kindern, die selbst wieder den Vollbart in Mode gebracht haben. Aber dann wieder geht die Fahrt durch Strecken, die weltenfern von allem Streit zu ruhen scheinen. Wie im tiefsten Frieden nutzt der Bauer den milden Dezember, um zu pflügen und zu säen. Gemach, es dauert nicht lange, und die Gegenwart zeigt ihr wahres Antlitz. Plötzlich ist das Feld sonderbar zerschnitten: Gräben und Unterstände erinnern an Schlacht und Morden. Kolonnen mit Munition, Proviant, Baumaterial rasseln an, Wagenreihen, Autoreihen ohne Ende, von Berittenen geleitet. In der Luft surrt es, und die großen deutschen Zugvögel schweben nach Osten, um feindliche Stellungen aufzuklären. Ein vergessenes totes Pferd liegt am Wegrande, nicht unedel anzusehen mit den wie zum Ansturm hochgezogenen Vorderbeinen. Gefährte mit dem mahnenden, ernsten roten Kreuz auf dem weißen Felde begegnen uns, gleiten stumm vorüber. Gesang ertönt — ein Trupp Soldaten rückt zur Ablösung. Zerschossene Ortschaften künden von bösen Tagen, niedergelegte Waldungen von vorbedachten Verteidigungsmaßnahmen, zertrampelte Felder von wildem Angriff. Eine „Gulaschkanone" steht am Wege und wird emsig bedient, verheißungsvoll raucht der Schornstein. Eine Eisenbahnbrücke aus Holz taucht auf — was alles denkbar ist, erfährt man erst im Kriege: schwerbeladene Züge rollen seelenruhig über so einfache Stützen, Kanonen lassen sich ebenso seelenruhig mit zerschossenen Rädern über die Straßen und die unabsehbaren Linien der Feldbahnen fahren. Wie vieles, was man für unmöglich hielt, haben diese Monate als möglich erwiesen!

Dann aber wird es wirklich märchenhaft-phantastisch. Der Abend sinkt herab, mit ihm undurchdringlicher Nebelschleier. Und nun tauchen plötzlich im Dunkel die Posten mit ihren riesigen weißen Pelzfellen auf, ihre Laterne schon von weitem schwenkend — sind das am Ende die richtigen Kriegs-Weihnachtsmänner? Nach Lötzen geht's, wo auf der Feste Boyen zwischen dem Mauer- und dem Löwentin-See Oberst Busse gebietet, der den Russen bei ihrem ersten Einfall, wochenlang völlig eingeschlossen, ruhig getrotzt hat, und den eben jetzt Herr Rennenkampf so gern auf Väterchens Geheiß überwunden hätte. Er freut sich der Weihnachtsgaben und ihrer Verteilung. Weiter geht's in das Lazarett mit den tapferen Schwestern, die abends warmen Kaffee in die Schützengräben tragen, und mit der klugen, feinen Oberin. Wie an zahlreichen ähnlichen Stellen wird Wein und Schokolade abgesetzt — das sind die beiden Dinge, die in den Lazaretten nahe der Front, wo nur die Schwerverwundeten bleiben können, am dringlichsten erbeten werden (und immer noch gebraucht werden!). Es geht ins Lager der Flieger und zu der Kraftwagen-Kolonne, die schwerste Arbeit zu verrichten hat, und vorn an die Schützenlinie, wo die rührenden drei Gräber, friedlich nebeneinander gereiht, am Waldrande ganz schlicht und traurig gen Osten blicken, während das Gebrumm der Kanonen über sie hintönt. Und es geht zum andern großen Bezirk des östlichen Kriegsschauplatzes, ins feindliche Land hinein, nach Polen, wo nicht mehr der Stellungskampf seine aufreibende Gleichförmigkeit betreibt, sondern der gewaltigste Bewegungskrieg ungeheueren Entscheidungen entgegenreifte . . .

Hoch der Kaiser!

Von Morris Rosenfeld (New-York)

(Aus dem Jiddischen für den Pester Lloyd übersetzt von Wilhelm Donath.)

In Rußland stand einst meine Wiege,
Wo man mich in den Schlaf gesungen,
Es hat im Land' der blut'gen Lüge
Mein Wiegenlied so bang geklungen.

Der Mutter Tränen sind geflossen,
Dann weint' ich selbst auch bitt're Zähren,
Ich ward verfolgt, verflucht, verstoßen;
Wollt' niemand meine Klage hören.

Kein Frühling konnte je mir grünen,
Konnt' nie an Herz und Geist gesunden,
Wollt' auch dem Erbfeind niemals dienen,
Er war mir nie ans Herz gebunden.

In Weh gewacht, in Schreck geschlafen
Hab' ich in jenem Land der Klagen,
Ich floh vor des Tyrannen Strafen,
Wohin die Augen mich getragen.

Noch in der Ferne hört' ich wieder
Des großen Trunkenboldes Toben,
Vor dessen Knute meine Brüder
Verblutend auseinanderstoben.

Soll Böses ewig, ewig siegen?
Muß ewig denn der Donner hallen?
Wird „Jawans" Trotz nie unterliegen,
Und Rußland nie die Schuld bezahlen?

Mit bangem Herzen mußt' ich's fragen,
Ersehnte die Vergeltung immer.
Nun hör' ich: Rußland wird geschlagen!
Und mich beglückt ein Freudenschimmer.

Nach jedem Hieb, der da getroffen,
Dünkt das Geschick mir hehrer, weiser.
Ich ruf' begeistert, stark im Hoffen:
Hurra für Deutschland! Hoch der Kaiser!

Die erbeuteten Geschütze fahren unter unendlichem Jubel der Berliner die Linden entlang. Ein Bengel von sieben Jahren, dem die helle Begeisterung aus den Augen blitzt, sagt zu seinem Schulkameraden: „Mensch, wat wird det erst forn Fez, wenn se de englischen Schiffe anjeschleppt bringen!" „Simplicissimus".

*

Großer Andrang. „Stundenlang blieb ich im Hintertreffen. Endlich stürmte ich vor, durchbrach die feindlichen Reihen und hatte Erfolg." — „Was, — Du warst mit in einer Schlacht?" — „Unsinn! Ich erzähl' Dir nur, wie ich gestern auf der Post meine Weihnachtsliebesgabenpakete los wurde."

*

Insubordination. Um die Ecke der Straße eines vor einigen Stunden genommenen Dorfes biegend, gewahrt der Oberst eine seltsame Gruppe.

Ein bärtiger Landwehrmann, an den Schläfen schon ein bißchen grau, steht vor einem blutjungen Leutnant und schwingt einen zerknitterten Feldpostbrief vor der Nase des zurückweichenden Vorgesetzten. Dazu schreit er ihn an: „Also, das bitt' ich mir aus — daß mir das nicht noch mal vorkommt!"

Entsetzt tritt der Oberst rasch auf den Aergerlichen zu und sagt: „Aber Menschenskind, um Gotteswillen, machen Sie sich doch nicht unglücklich. Das ist doch Ihr Vorgesetzter, ist ein Leutnant!"

„Zu Befehl," brummt der Landwehrmann, „Leutnant mag er sein — aber mein Sohn is er auch. Und er hat mir bei Muttern verpetzt: Ich wär' immer vorneweg mit die Neese!"

„Lustige Blätter.

*

Landsturm ohne Waffe. Welchen Feldruf hat der Landsturm ohne Waffe? „Schipp, schipp, hurra!"

*

Das Kommando des Kanoniers. Ein Weinheimer Kriegsfreiwilliger erzählt, wie wir der „Kleinen Presse" entnehmen, folgendes Kriegsgeschichtchen aus Frankreich: Zur Verhütung der Spionage ist es der Zivilbevölkerung nur in Begleitung eines Soldaten gestattet, sich zur Abwicklung von Geschäften in ein benachbartes Dorf zu begeben. Wird nun vom Ortskommandanten einem Einwohner die Erlaubnis, in ein Nachbardorf zu gehen, erteilt, so hat der begleitende Soldat einem ihm etwa begegnenden höheren Offizier die Art seines Kommandos zu melden. Eines Tages kam nun eine Frau zum Ortskommandanten und bat, ihre Ziege zu dem Bock im benachbarten Ort führen zu dürfen. Der Ortskommandant gab die Erlaubnis und bestimmte einen Landwehrmann, der die Frau zu begleiten hatte. Soldat, Frau und Ziege zogen nun gemächlich ihres Weges. Auf dem Rückweg begegnete den dreien der Divisionsgeneral mit seinem Stabe. Der biedere Landwehrmann meldete nun stramm: „Kanonier der ...ten Batterie mit Frau und Geis zum Bock kommandiert!" Exzellenz schmunzelte.



„Herr Feldwebel, ich bitte gehorsamst um Urlaub nach Berlin."

„Nanu, warum denn? Willst woll da rumpoussieren?"

„Nein, ich bin Mitglied des Reichstags."

*

Die Tante wider Willen. Eine Stuttgarter Dame hatte einem ihrer im Felde stehenden Neffen ein Liebesgabenpaket zugedacht, das infolge ungenauer Angaben jedoch an einen Unbekannten geriet. Der brave Feldgraue nahm die Gabe als hochwillkommene Beute entgegen und sandte der „Stuttgarter Tante", wie eine dortige Zeitung mitteilt, den folgenden poetischen Dank:

Wie glücklich ist doch der Soldat,
So er noch eine Tante hat,
Die ihm bis in die fernsten Zonen,
Wo nur noch Erzfranzosen wohnen,
Aus Liebe teils und teils aus Stuggert
Das bittre Leben noch verzuckert!
Ihn schrecken nicht der Menschheit Leiden
Ja, wahrlich, er ist zu beneiden! —

Doch wenn die oberwähnte Tante
Noch nicht mal seine Anverwandte,
Wenn sie sich nur aus jenem Triebe
Der sogenannten Menschenliebe,
Die alle Wesen möcht' umfassen,
Zur Tantenschaft herabgelassen,
Zum Lohn für sein verwegnes Treiben,
Dann ist sein Glück nicht zu beschreiben!
— — — — — — — — — — —

O Tante Sophie! Du charmante
Beglückende Soldaten-Tante,
Wie hüpft das Herz im Kriegerwams
Beim Anblick Deines „Boonekamps"!
Vergönne, daß ich laut Dich preise,
Wenn auch in derber Kriegerweise.
Mein Dank, den ich Dir nicht verhehle,
Entspringt dem Innern meiner Seele!
Dich will ich rühmen früh und spat!

Ein ungeschliffener Feldsoldat.



Zu den Kämpfen in der Südwestecke des Reiches

Druck und Verlag Ullstein & Co., Berlin SW 68. — Verantwortlich für die Redaktion: Julius Elbau, Berlin-Tempelhof.
Bestellungen bei allen Buchhandlungen sowie bei den Geschäftsstellen des Verlages Ullstein & Co. Hauptvertriebsstelle: Berlin SW 68, Kochstr. 22-24.